

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 22 (1918-1919)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Der Schwabenmichel : Erzählung [Schluss]  
**Autor:** Horat, Aloys  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665650>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Schwabenmichel.

Erzählung von Alois Gorat, Thur.

(Schluß.)

So ging der Lenz durch's Thal. Hart war wieder die Tagfron wie ehem. Der Sommer brachte dann heißen Schweiß.

Auch unheilswangre Wolken brachte er, die über Europa heraufdunkelten. Der erste Blickstrahl zündete noch weit drüben im Osten, in der Herzegowina und traf das habsburgische Thronfolgerpaar in Serajewo mit tödlichem Schlage. Die Welt horchte mit Bittern auf. Auch in den Urschweizerbergen drinnen lohnte die Entrüstung auf über diesen feigen Fürstenmord. Man ahnte, daß diese Revolverkugeln ganz andere Folgen zeitigen werden als Tells Armbrustschuß in der hohlen Gasse.

Die Wochenzeitung brachte die Kunde auch nach der Steinmatte, das einzige Mal, daß der Dorfpostbote hinaufsteigen mußte. Sonst gab man sich dort mit Schreiben und Lesen wenig ab.

Der Michel las dem Vater die Nachricht vor, die zwischen zwei dicken, schwarzen Händen mit fetten Buchstaben gleich auf der ersten Seite des Blattes stand. Das geschah sonst auch nur bei großen Hagelwettern und Überschwemmungen, oder wenn ein Ingheimer an einer Viehausstellung einen Preis davongetragen.

„Das kann noch gut herauskommen, Michel. In diesem Balkanhexenkessel gibt es doch nie Ruhe, bis mal alles in Flammen und Rauch aufgeht.“

„Mich dauert nur der gute alte Kaiser Franz Seppl, von dem uns der Lehrer so oft erzählte. Das ist ein schwerer Schlag für ihn und sein treues Volk. Aber Krieg wird's doch hoffentlich keinen geben.“

Der Krieg kam dann doch. Wie eine Berglawine wälzte er seine Schuttmassen über ganz Europa. Der schweizerische Sperrdamm zitterte in den Grundfesten. Wie gern wäre damals auch der Michel hinausgeeilt mit der Ingheimer Miliz, als die Sturmglocken ringsherum von allen Kirchtürmen die Schweizermannen an die Grenzen riefen!

Daß sein eignes deutsches Vaterland schon mitten im Kampfe stand, daran dachte er kaum. Erst als der Briefträger an einem ganz ungewohnten Tag auf den Stall zukam und ihm schon von weitem einen großen blauen Briefumschlag mit dem Kaiseradler entgegenschenkte, kam es ihm so recht zum Bewußtsein.

Es war sein Aufgebot.

Bisher hatte er keinen Dienst leisten müssen. Der Lehrer und der Pfarrer hatten sich beim Konsulat für ihn verwendet.

Nun mußte er gehen, um dann gleich in Krieg und Kampf zu ziehen für sein Land, für das sich in seinem Herzen kaum etwas regte. Hatte er allemal bei der Morgartenfeier in der Kirche die rote Schweizerfahne mit dem weißen Kreuz im Chor gesehen, war es ihm immer so feierlich ernst und warm zu Mut geworden. Hinter der wäre er mit Freuden ausgezogen. Aber nun sollte er auf den deutschen Kaiseradler schwören, der da auf dem kalten Briefbogen seine Krallen spreizte. Und doch wagte sich der Gedanke nicht in Michels Hirn, daheim zu bleiben in den sichern Schweizerbergen.

Die Tage bis zur Abreise strichen still dahin auf der Steinmatte. Auch der Alte machte nicht viele Worte, wenn es ihn auch härter anpakte, als er nach außen zeigte. Das kam nicht allein daher, weil er den Buben in den Krieg ziehen lassen und nun die Arbeit allein werken mußte. Jener Wintertag vor vielen Jahren stieg wieder vor ihm auf, an dem ein Inghheimer Gemeindebeschluß ihm eine große Lebenshoffnung zer schlagen hatte.

Dann kam der Tag, an dem der Michel zum Bahnhof im Haupttal draußen gehen mußte. Sein Bündel war bald geschnürt. Noch schritt er einmal zum Stall hinüber und streichelte den drei Kühen und dem Rinde den Nacken. Der Alte wartete draußen und sinnierte vor sich hin.

Grell stand die Spätagustsonne am Mittagshimmel, da die beiden von der Steinmatte zum Dorf heruntergingen. Es dünkte sie eigen, daß die Leute am Wege viel freundlicher waren denn sonst. Ja, im Dorfe drunten zog sogar der Ammann zuerst den Hut, als die Höpfners vorbei kamen. Das war ihnen noch nie vorgekommen. Sie gaben heute auch nicht viel darauf. Jeder hatte mit seinen Gedanken zu tun. Der Michel hatte das Dorf noch nie so traut und heimisch gefunden, und dem Alten war der Grimm seit Jahren nie mehr so heiß in den Kopf gestiegen, wie heute, da er seinen Buben in die fremden Schlachten ziehen lassen mußte.

Auf dem ganzen langen Wege schritt ihnen die Stille zur Seite. Nur hie und da machte sie einer kurzen Rede Platz. Draußen im Kantonshauptorte kehrten die beiden noch ein. Dann schlug die Stunde, die den Michel forttragen sollte nach Zürich und von dort über Basel ins Kriegsland hinein.

„So leb denn wohl, Michel. Und komm mir wieder heil und gesund zurück. Weißt, alle Kugeln treffen ja nicht, und hoffentlich dauert's nicht lange. Wer weiß, bis du ganz Soldat geworden, ist der Krieg schon fertig.“

„Hoffen wir das Beste, Vater. Den Herbst über wirst du nun wacker schaffen müssen. Zum Glück haben wir noch einen schönen Teil des Emdes hereingebracht.“

An Scholle und Land dachte der Michel noch, und darüber redeten sie bis

zuletzt, als er schon in den Zug einsteigen mußte, um für die Heimat eines andern Volkes die Waffen in seine Fäuste zu nehmen.

Ein letztes Lebewohl, und der Alte stand allein. Langsam, schwerfällig, wie wenn er auf einmal viel, viel älter geworden, drehte er sich um und schritt nach Inngheim in die Berge hinein, da der Junge mit dem Dampfstoß nordwärts fuhr, einem fremden Schicksal entgegen.

In Zürich auf dem Konsulate traf er Reisegenossen, denen er sich anschloß. Nicht gern tat er das. Ihre Art war eine ganz andere als die seine. Aber er kannte sich allein nicht mehr aus in den vielen Straßen der großen Stadt und auf den vielen Bahnhöfen. Alles war ihm so fremd, so neu. Und dieses mächtige Fremde und Neue trug ihn wie eine Woge an den fernen Strand. Schon waren die Lichter von Basel im letzten Stück Schweizer Nachthimmel verblaßt und der Zug rollte weiter, weiter nordwärts ins Dunkel hinein. Oft und oft mußte er mitten auf der Strecke anhalten und an den Stationen lange warten, weil andere Züge westwärts fuhren, nach Frankreich hinein. Die waren voll von Feldgrau und Begeisterung. Auch in Michels Wagen fing diese immer mehr zu zünden an. Laut ging es her mit Hurrah und „Deutschland, Deutschland über alles.“ Er hatte das Lied noch nie gehört und war der einzige, der nicht mitsang.

„Hoh, Schweizer, sing mit und gaff nicht zum Fenster hinaus, als ob die Franzosen schon an der nächsten Kurve auf uns warten würden. Die werden wohl — — —“

Ein Fall und ein Krach schnitten dem Brähler den Satz entzwei. Dann ein Ruck durch das Wagengerippe und der Zug stand. Ein scharfes Propellersurren in den Lüften und das paarmalige dumpfe Aufbellern einer Abwehrbatterie. Dann ward's wieder still. Die Lokomotive zog wieder an. Die Bombe war neben dem Bahndamm tief in die Furchen hineingefahren.

Der Michel sah da den Krieg zum ersten Mal schnell des Nachts vorbeigehen. Bald mußte er selbst in seine blutige Faust einschlagen und mit ihm den Höllenpfad aller Erdenschrecken abwandeln. Tag und Nacht, zu jeder Stunde und in jedem Wetter, immer ganz hart am Abgrund entlang, aus dem ihm Tausende von Leichen mit glasigen Augen entgegenstarrten, in dem ganze Krüppelarmeen winselnd und heulend Krieg und Dasein verfluchten.

Der Michel selber war schon heil durch hundert Schlachtenwetter hindurchgekommen. Zwei volle Jahre schon hatte ihn die Kampfbrandung vom Osten nach dem Süden und dann nach dem Westen geworfen, bis er dort bei einem Sturmangriff in den Stahlhagel eines Maschinengewehrs geriet, der ihm Brust und Arm durchbohrte.

Als er erwachte, lag er im Feldspital, eine Nummer in der langen Bettreihe, die sich wie eine Kette dehnte, deren Glieder aus Schmerz und Klagen

geschweift sind. Er wollte sich nach seinen Leidensgenossen umwenden. Da fuhr auch ihm der Schmerz mit glühenden Eisen durch die Lungen. Ein Schrei kam aus seinen fahlen Lippen, den dann sofort ein dicker, dunkler Blutstrom erstickte. Ein roter Schleier trat vor seine Augen, der schwärzer und schwärzer wurde, und ihn wieder sachte in die Nacht des Vergessens hüllte.

Doch die harte Bergnatur zwang sich wieder zum Licht und Leben durch. Nach ein paar Wochen durfte der Höpfner tiefer ins Land hinein, um dort wieder langsam zu Kraft und Saft zu kommen. Der Michel hätte wohl einen Ort gewußt, wo ihn das Leben wieder schnell an seine kräftigen Pulse geschlossen hätte. Der lag aber weit weg, tief drinnen in den friedlichen Urschweizerbergen. Dorthin war sein Sinnen alle Tage gewandert, durch Granatendampf und Giftgasnebel hindurch, am längsten und tiefsten aus dem Karboldunst der Spitalruhe heraus. Und das Heimweh nach Ingheim, seiner Steinmatte und seinem Vater, packte den Burschen nun so heftig an, daß die Ärzte für ihn um einen Schweizerurlaub einkamen.

Wenn der Kaiser selber gekommen wäre und dem Michel den goldigsten Ordensstern neben das Eisenkreuz geheftet hätte, hätten seine Augen nie diesen tiefinnersten Glanz ausgestrahlt wie bei der Kunde, er dürfe auf ein paar Wochen heim in die Schweiz.

Ein Brief eilte ihm dorthin voraus. Solche hatte er nicht manche geschrieben. Auch der Vater nicht. So lange sie einander gesund wußten, war das viele Brieffschreiben ihrer Art nicht gelegen. Erst als der Tod am Band zwischen ihnen nestelte, hatten sie der Post mehr zu schaffen gemacht.

Dem Brief reiste dann der Michel sofort nach, nachdem alle Formalitäten erledigt waren. Als der Zug über den Rhein rollte und die fernen Berge im Abendglanze standen, konnte es der Kriegsmann nicht verwinden, eine Träne mit seinem Ärmel schnell wegzuwischen. Es war so urplötzlich über ihn gekommen. All die böse Zeit hindurch waren seine Augen trocken geblieben, wenn nicht gerade die heizenden Gase ihnen im Schmerz das Raß entzogen. Kameraden sah er verröcheln, zur Linken und zur Rechten, und die grausigsten Wundmäuler sich aufklaffen. Das Kriegshandwerk hatte den Bergburschen noch härter geschmiedet. Aber als seine Jugendberge in der Heimatferne dämmerten, schmolz der Stahl wie weiches Wachs. Der Michel mußte sich über sich selber wundern.

Eine stille, heimelige Ruhe kam in ihn, in die er sich wohlig einhüllte wie in weiche Flaumendecken, die eine liebe Mutter um ihn legte.

Am andern Nachmittage stieg er am Kantonshauptorte aus, wo er die Kriegsfahrt angetreten. Niemand wartete am Bahnhof auf ihn. Er konnte halt dem Vater nicht genau berichten, wann er kommen werde. Und doch

war es ihm, als ob das ganze Thal und all die Berge ringsherum ihm einen Willkommenruß zujubelten. Aufjauchzen hätte der Michel mögen, so war ihm das Herz zum Berspringen voll.

Dann ging's gegen Ingheim. Wäre nun diesmal der Vater neben ihm geschritten, wäre die Rede wohl lauter gegangen als das letzte Mal auf dem Herwege.

Das Kirchtürmlein von Ingheim badete das großarmige Spitzkreuz im letzten Abendgold, da es dem Michel den ersten Gruß entgegenwarf. Ein Weilchen stand der Michel still, da das Heimatdörflein nach so langer Schwere wieder vor ihm lag. Die Eindrücke, die all die Zeit zu ihm gekommen, brachen nun gesamthast auf ihn ein. Und wie er allemal im Trommelfeuer den Gewehrchaft fester gekrafft, spannte er nun seine Finger heißer und enger um den Knotenstock. Denn es war halt auch viel Schlimmes dabei, das vor ihm auftauchte. Von der Bergmatte her war ein giftig böser Pfeil geschwirrt und hatte getroffen. Daß aber der Michel auch zuerst nach der Bergmatte schaute! Kam's wohl daher, daß die blanken Fensterscheiben dort oben den letzten Abendstrahl aufgefangen hatten, nachdem auch das Turmkreuz im Dämmern lag?

Der Michel kam wieder langsam ins Schreiten. Ein Gedanke und ein Wunsch gingen ihm zur Seite.

„Möchten doch die da droben das Wort vergessen haben, das mir die Jugend vergällte! Ob sie das taten?“

Wie um der Antwort heute noch weit auszuweichen, stieg er auf einem Seitenpfad um das Dorf herum zur Steinmatte empor. Und doch stach ihn etwas in der Brust, daß er sich hinten herumschlich, der dem Tod hundertmal geradenwegs entgegengestürzt war.

Der Bann legte sich auch nicht ganz, als ihn der Vater bewillkommnete, lauter und redseliger als je. Der Michel tat mit ihm einen Gang durch Feld und Stall. Dann saßen sie bis weit in die Nacht hinein um die alttrauliche Petrollampe und redeten hin und her, bis der Michel aufeinmal in seine Kammer ging. Der Alte schüttelte den Kopf und blies die Lampe aus.

„S'ist nicht zu verwundern. Ein solches Leben muß den Menschen verftören. Aber es wird nun schon bald besser kommen,“ tröstete er sich auf dem Wege zur Nebenstube.

Und doch war es etwas anderes gewesen, das den Michel auf einmal in die Kammer getrieben. Als schlangenhaft die Kunde ins Gespräch geschlichen war, die Bergmattgretel habe am Sonntag Hochzeit gehalten, würgte es ihn am Halse, daß er am liebsten laut aufgeschrien hätte.

Der Michel warf sich auf sein Bett und zerknüllte die Kissen mit heißen Fäusten. Wie er sich nach seinem Vaterhaus gesehnt hatte mit allen

Fibern, wäre er jetzt lieber im ärgsten Trommelfeuer gestanden, dort wo die Granaten am dichtesten einschlagen und krepieren. Schon fingen die ersten Sterne zu verblassen an, als ihn der Schlaf mit weichem Arm umfing und ins Traumland führte. Als dann der Vater an die Türe klopfte, war die Morgensonne schon weit über den Bergkamm hinaufgestiegen.

Das Tagwerk lief nun wieder zu zweien. Mit wilder Lust griff der junge Höpfner zu Karst und Hacke und Sense. Ins Dorf war er noch nie gekommen, da erst morgen Sonntag war.

Da gafften denn die Jngheimer und Jngheimerinnen den Burschen an wie ein Weltwunder.

„Schau, schau, der Schwabenmichel ist auch wieder im Land,“ lief's von einem zum andern. Der Michel hörte das nicht und grüßte den und jenen im Vorbeigehen. Nach der Messe ging's auf den Friedhof wie früher schon immer. Dem Michel schienen die Leute vertrauter wie ehedem. So liefen auf dem Heimweg seine Schritte leichter als auf dem Kirchgang.

Doch am Dorfausgang fuhr ihm wieder ein Stich durch die Brust. Ein Bub rief dort einem andern laut über die Gasse zu:

„Du, das ist der Schwabenmichel. Der ist im Krieg gewesen, weißt im wirklichen Krieg.“

Der Michel hätte so weit weglaufen mögen wie damals, als auf dem Schulhausplatz die Buben das Wort zum ersten Mal in jenen unseligen Wintertag springen ließen.

Die Altern hielten sich im Zaum, wenn er in der Nähe stand und waren freundlich. Aber in den Kindern hatte der giftige Samen Wurzel gefaßt und die konnten sich nicht so verstellen. Der „Schwabenmichel“ war unausrottbar in Jngheim verankert. Das wuchs im jungen Höpfner mit tausend Schmerzen heran und zehrte die ganze große Freude über seinen Heimaturlaub auf.

Als nach ein paar Wochen eine Depesche den Michel wieder zu seinem Regiment rief, weil die Franzosen und Briten zu einem wichtigen Angriff ausholten, ging ihm der Weg zum Bahnhof nicht mehr so zu Herzen wie das erste Mal. Und doch kannte er die Schreckensstraße, die er wieder wandeln mußte. Erst als an der Landesgrenze ein Schweizermilize vor dem Zuge sich stramm in Achtungstellung straffte und drüben ein deutscher Soldat das Gewehr präsentierte, kam es ihm wieder vor, sein Lebenslauf habe eine falsche Richtung genommen. Er habe eigentlich da drüben über dem Rheine nichts zu suchen und zu holen. Und sie hätten nichts von ihm zu fordern und zu verlangen, vor allem nicht sein Blut und Leben.

Doch bevor er mit diesen Gedanken bis zum Ende gekommen war, fuhr der Zug auf deutschen Geleisen.

Nach ein paar Tagen stand er wieder bei seinem Regimente in aller-vorderster Linie. Es blutete schon aus hundert Wunden. Aber es hielt stand, befehlsgemäß. Tag und Nacht brandeten die feindlichen Wogen. Die Kompagnien wurden zusammengezogen. Aus zweien wurde eine. Die Division mußte weichen und Michels Regiment den Rückzug decken. Immer dünner wurden die Reihen, die Lücken in den Gräben immer breiter. Dann hörte auch ein Maschinengewehr zu bellen auf. Ein Volltreffer hatte es samt der Bedienung zerschmettert und verschüttet. Da ein anderes und ein drittes, viertes. Die Feinde schwärmten immer dichter an die Drahtverhaue heran. Schon zwei toten Kameraden hatte der Michel die Patronentaschen geleert. Wieder hatte er die letzte Kugel im Lauf. Dann noch die Handgranaten.

Allein die Übermacht erdrückte das übrig gebliebene Häuflein. Vom Regiment wurden noch ein paar Duzend verwundete Gefangene gemacht. Die andern waren alle gefallen.

Bei den Toten lag auch der Höpfner. Fernweg von der Heimat floß sein Blut in Frankreichs fremder Erde für ein fremdes Vaterland. Nach Ingheim waren seine letzten Gedanken noch gegangen, in die Heimatberge hinein, bevor die Todesschatten niederdunkelten.

In Heimatreue hatte der Michel sein tapferes Leben ausgehaucht.

\* \* \*

„Der Schwabenmichel ist gefallen.“ Diese Kunde ging ein paar Tage drauf in Ingheim über Gaß und Weg. Von der Steinmatte hatte sie der Briefträger ins Dorf hinuntergetragen und daß dort droben der Vater bei der Kunde zusammengebrochen sei, wie vom Schlag getroffen.

Schwer drückte die Nachricht auf's Dorf. Wie ein Bann kam es über die, welche an jenem Gemeindevintertag vor Jahren gegen das Bürgerrecht der Steinmättler gestimmt hatten:

„Wir hätten sie aufnehmen sollen, alle beide. Sie hätten's verdient, und der Junge lebte heute noch.“

„Wir haben ihn in den Tod getrieben“ flackerte es irgendwo auf und warf die brennende Flamme in alle Gewissen.

Als dann an der nächsten Gemeindeversammlung einer den Antrag stellte, dem alten Höpfner das Ehrenbürgerrecht von Ingheim zu geben, flogen die Hände einhellig empor, obwohl diese Ehrung dort sonst nur würdigen Pfarrherren im greisen Silberhaar widerfuhr.

„Zu spät! Zu spät!“ hat der gebrochene Steinmättler gesagt, als er von der Ehrung hörte.

Und doch fuhr ein hellerer Glanz in seine matten Augensterne, als er den neuen Heimatbrief in den Händen hielt, den ihm sein Bub erstritten, der Schwabenmichel. . . .